

Iris Anthony

Die Blüten der Freiheit

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Sonja Rebernik-Heidegger

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »The Ruins of Lace« bei Sourcebooks Landmark.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Copyright © 2012 by Iris Anthony
Published by Arrangement with Siri L. Mitchell
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Droemer Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Eva Philippon

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Mark Owen / Arcangel Images;

© FinePic®, München

Satz: Daniela Schulz, Puchheim

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-19965-7

Hinweis für den Leser

Das 17. Jahrhundert war das Zeitalter von Musketieren und unermesslichem königlichem Reichtum. Aber es war auch ein Zeitalter, das von Armut, Verzweiflung und unvorstellbaren Grausamkeiten geprägt war. Es gab jene Menschen, die Spitze erzeugten – und jene, die sie trugen. Während einige Menschen einen unglaublich hohen Preis für das Privileg, Spitze zu erwerben, zahlten, wurden andere gezwungen, diese unter schlimmsten Bedingungen herzustellen.

Mädchen wurden mit sieben Jahren ins Kloster geschickt, um das Handwerk zu erlernen. Sie arbeiteten stundenlang ohne Feuer, ohne Licht, da Asche und Ruß die Spitze hätten verschmutzen können. Es kam selten vor, dass eine Spitzenmacherin mit dreißig Jahren noch nicht erblindet und buckelig von ihrer Arbeit geworden war.

1636 untersagte König Ludwig XIII. von Frankreich den Besitz jeglicher Spitze, unabhängig davon, ob im In- oder Ausland hergestellt. Nannte jemand augenfällig Spitze sein Eigen, so wurde diese konfisziert, und der Besitzer musste mit einer Geldstrafe von sechstausend Livre und der Ausweisung aus dem Königreich für fünf Jahre rechnen.

Mehr als zwei Jahrhunderte lang wurde Spitze quer durch Europa geschmuggelt. Dabei agierten die Schmuggler sehr erfinderisch und benutzten ausgehöhlte Brotlaibe, Särgе und auch Hunde, um Spitze von Flandern nach Frankreich

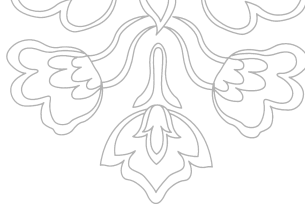
zu importieren. Im Laufe von fünfzehn Jahren wurden mehr als vierzigtausend Hunde bei dem Versuch, über die Grenze zu gelangen, von Kopfgeldjägern getötet.

Obwohl Spitze aus vielen einzelnen Fäden hergestellt wird, sind dennoch nur zwei einfache Bewegungen vonnöten: das Drehen und das Kreuzen. Diese Geschichte gleicht einem Spitzenstoff: Sie besteht aus zahlreichen Fäden, die zunächst aufeinandertreffen und sich schließlich miteinander verflechten, indem man sie dreht und kreuzt. Versuchte man einen Faden von Anfang bis Ende der Geschichte gesondert zu verfolgen, würde dies dazu führen, das Gesamtmuster nicht zu erkennen. Genauso wie es unmöglich wäre, die Schönheit einer Spitze zu erfassen, würde man nur einem einzigen Fadenverlauf folgen.



1636

Während der Herrschaft
König Ludwigs XIII.,
genannt »Der Gerechte«



Kapitel 1

Katharina Martens

Lendelmolen, Flandern

Es war nun zwei Monate her. Zwei Monate, seit meine Augen mich verraten hatten. Die Dunkelheit war so beständig über mich hereingebrochen, dass ich keine Angst, keine Panik verspürt hatte. Selbst jetzt konnte ich noch Umrisse und Farben erkennen. Obwohl Einzelheiten und Struktur meiner Spitze nun für immer für mich verloren waren, offenbarten mir meine Finger, was meine Augen mir nicht mehr verraten wollten.

Ich hatte ein unendliches Muster aus in sich verschlungenen Rosen und Blättern gewoben, das von einer Schneckenverzierung umrandet wurde. Ich verbrachte jeden Tag zwischen diesen Blüten und verlor mich zunehmend im Labyrinth der Schnecken. Jeden Tag, seit mehr als drei Jahren. Es brauchte Zeit, einen Spitzenstoff herzustellen, der so lang und zart war wie dieser.

Ich krümmte meine Zehen in den Holzschuhen. Zumindest glaubte ich es, denn ich konnte sie nicht mehr spüren. Die Herbstkälte hatte sie taub gemacht. Ich rutschte auf der Bank hin und her und hoffte, dadurch etwas Leben in meine Zehen zurückzubringen. Wenn es mir jetzt nicht gelang, dann würden sie wohl erst kribbelnd wieder aufwachen,

wenn ich mich von der Werkstatt aus auf den Weg zur Kapelle machte. Und wenn ich schließlich mit den Gebeten fertig sein würde, dann würden sie sich wieder normal anfühlen. Im Winter war es noch schlimmer. Denn dann erwachten sie aus ihrem Schlaf mit heißen, dumpfen Schmerzen.

Herbst.

Winter.

Frühling.

Sommer.

Die Jahre drehten sich im Kreis, wie sich auch meine Spulen und die Muster im Kreis drehten. Eine Jahreszeit. Ein Satz Spulen. Eine Rose nach der anderen. Und am Ende fand ich mich stets am Anfang wieder. Als Kind, angewiesen auf die Gnade des Klosters, war ich eine stümperhafte Anfängerin gewesen. Doch nun konnte ich mich eine kunstfertige Spitzenmacherin nennen.

Spitze besteht aus einem Faden. Aus *vielen* Fäden. Sie werden gedreht und gekreuzt, in Schlingen gelegt, verknotet und verwoben. Doch Spitze entsteht erst durch die Abwesenheit von Stofflichkeit; sie entsteht aus der Bildung von Löchern und Lücken zwischen den Fäden. Eine Spitze ähnelt der Hoffnung. Sie lebt, sie überlebt und sie wird begehrt für etwas, das sie zu sein scheint, obwohl sie es nicht ist. Wenn, wie die Nonnen behaupteten, der Glaube das Wesen jener Dinge ist, auf die man hofft, dann ist Spitze der Umriss, die Vorstellung dessen, was man nicht sieht.

Spitze war mein Leben. Mein Trost. Es war die Spitze, die meinem Leben einen Sinn gab. Und während ich meine komplizierten Muster erschuf, befand ich mich gleichzeitig auf dem Weg zur Erlösung. Seit fünfundzwanzig Jahren stellte ich nun Spitze her. Seit fünfundzwanzig gesegneten Jahren.

Während ich mit meinem Arbeitskissen auf dem Schoß da-
saß, vollführten die Fäden ihren komplizierten Tanz. Sie
hüpften und sprangen um die Stecknadeln herum. Jeder Satz
Spulen klapperte in seinem eigenen Rhythmus, bevor ich
ihn auf das Kissen fallen ließ und den nächsten aufnahm. Ein
Drehen. Ein Kreuzen. Und mehr als zweihundert Fäden
tanzen im Kreis, bevor ich den letzten Satz fallen ließ und
wieder mit dem ersten begann.

Es versetzte mich in Erstaunen, so wie es mich stets in
Erstaunen versetzt hatte. Hier saß ich Tag für Tag mit mei-
nen Spulen, und sie vollführten ihren Tanz, ohne dass ich
ihnen großartig zu Hilfe kam. Wie die Feen, von denen mir
meine Schwester immer erzählt hatte, vollbrachten sie ihre
Magie unbeirrt und scheinbar ohne Beistand der mensch-
lichen Hand. Dennoch leitete und bewegte *ich* sie. Sie be-
wegten sich rein auf meine Anweisungen hin. Doch sobald
ich sie einmal in Bewegung gebracht hatte, schienen sie allei-
ne zu tanzen. Und ich saß jeden Tag atemlos da und sah ih-
nen dabei zu. Ich wartete darauf, was sie wohl erschaffen
würden.

Natürlich wusste ich es.

Sie würden dieselbe Spitze erschaffen, die sie jeden Tag
erschufen. Jene Spitze, die nach dem Kloster benannt wor-
den war: Lendelmolen. Es war die einzige Art von Spitze,
die zu erschaffen man uns gelehrt hatte. Zwar hatten wir
andere Stoffe gesehen; die Schwester hatte sie uns gezeigt,
damit wir verstanden, wie außergewöhnlich unsere Muster
waren. Doch diese eine Spitze, diese Stoffbahn, war etwas
anderes. Sie war so unglaublich lang. Fünfeinhalb Meter.
Die erlesenen Schnecken, Rosen und Blätter waren von ein-
nem Musterzeichner auf Pergament gemalt worden. Die
Stecknadeln bildeten nun die Vorlage und übertrugen das
Muster auf mein Kissen.

Aber es machte einen Unterschied, zu wissen, was die

Spulen erschaffen würden, und ihnen dabei zuzusehen, wie sie es bewerkstelligten. Denn erst wenn man ihnen dabei zusah, erkannte man die Magie, die allem innewohnte.

Natürlich sprach ich nie von dieser Magie. Nicht mit den Nonnen.

Mit niemandem.

Ich durfte nicht sprechen. Niemals. Nicht innerhalb der Klostermauern. Es sei denn, ich sprach zu Gott. Und selbst dann musste ich flüstern. Denn unser Gott war ein eifersüchtiger Gott. Er brauchte unsere Hände. Er brauchte unsere Gedanken ... und unsere Stimmen. Sie gehörten ihm. Alles gehörte ihm. Jeder Teil von uns.

Und warum hätte es anders sein sollen?

Dennoch ... ich hatte noch nie Mathilds Stimme gehört. Und ich saß seit fünfundzwanzig Jahren in der Werkstatt neben ihr.

Die ersten Jahre, die Lehrjahre, waren die schwierigsten gewesen. Wir mussten lernen, welche Erwartungen an uns gestellt wurden und welche nicht. Wir mussten lernen, die Schwester, die die Aufsicht innehatte, zufriedenzustellen. Wir mussten lernen, wie man es vermeiden konnte, geschlagen und ausgepeitscht zu werden.

Der Augenblick, als ich zum ersten Mal ausgepeitscht wurde ... Er war so unerwartet gekommen und auf so grausame Art über mich hereingebrochen. Anlass war eine Sünde gewesen, die nicht schwerer gewogen hatte, als dass jemand ein Kissen zu Boden fallen ließ oder eine Masche übersehen hatte. So bösartig und so grausam. Ein Mädchen wurde bis zur Hüfte entkleidet und vor uns der Strafe unterzogen. Vor unser aller Augen.

Ich vermute, dass es wohl seinen Zweck erfüllt hat.

Es brachte uns dazu, uns zu konzentrieren. Doch es war unvermeidlich, dass auch ich mein Kissen fallen ließ. Dass auch ich eine Masche übersah. Dass auch ich vom Muster

abkam. Ich dachte nicht oft an diese Zeiten zurück, die so viel Trauer, so viel Kummer bedeuteten. Einmal hatte ich bei der heiligen Muttergottes selbst Schutz gesucht und mich hinter ihrer Statue in der Kapelle versteckt. Ich konnte von Glück sagen, dass ich die Schläge, die ich bekam, nachdem man mich hervorgezogen hatte, überlebte. Doch damals, während dieser düsteren Tage und einsamen Nächte, lernte ich, mich nützlich zu machen. Damals erfuhr ich das Geheimnis der Spitze. Und wie konnte ich wirklich der Verzweiflung anheimfallen, wenn jeden Tag beim Aufwachen mein erster Gedanke war, dass in der Werkstatt meine Spitze auf mich wartete?

Ich konnte jede Schelte überstehen, sämtliche Schläge aushalten, da ich wusste, dass meine Spitze immer für mich da war. Es machte mir nichts aus, dass mein Hintern schmerzte und mein Rücken blutig geschlagen wurde, solange meine Finger gesund genug waren, um zu arbeiten, und solange ich nach wie vor sehen konnte. Am schlimmsten war, wenn sie uns auf die Knöchel schlugen, denn dann mussten wir blutend und verletzt in der Werkstatt bleiben, obwohl es uns verboten war, weiterzuarbeiten. Wenn die Bestrafung aufgrund eines Fehlers erfolgte – weil ich mich nicht genügend konzentriert hatte, weil ich es nicht geschafft hatte, die Spitze sauber zu halten, weil ich nicht gut genug gearbeitet hatte –, dann bot mir die Spitze selbst auf ihre Art eine Wiedergutmachung.

Zuzusehen, wie sie entstand.

Zuzusehen, wie sie sich entwickelte.

Einen Blick auf das Muster zu erhaschen, das sich so makellos vor mir ausbreitete.

Ich wäre lieber zu Tode geprügelt worden, als dass man mich von meiner Arbeit ferngehalten hätte.

Doch das war zu einer Zeit gewesen, als ich noch sehen konnte. Nun blieb mir auch diese einsame Freude verwehrt.

Nun, wo ich darüber nachdachte, fiel mir ein, dass ich in dieser ersten Zeit im Kloster vielleicht ein- oder zweimal Mathilds Stimme gehört hatte. Aber ich konnte mich nicht daran erinnern, was sie gesagt hatte. Miteinander zu sprechen zog eine gewisse Strafe nach sich, und so vermieden wir jeglichen Augenkontakt, um nicht in Versuchung zu geraten. Wir begannen sogar, mit dem Arm über dem Gesicht zu schlafen ... um selbst im Schlaf zu verhindern, dass wir uns versündigten.

Doch ich hatte Mathild *lächeln* gesehen.

Und ein einziges Mal hatte sie mir sogar zugezwinkert.

Aber sprechen? Ich konnte mich kaum noch an die wenigen Worte erinnern.

Wann hätten wir miteinander sprechen sollen? Während der Gebete flüsterten wir Gott unsere Bittgesuche zu. Während der Mahlzeiten aßen wir. Im Waschraum wuschen wir uns. Und wenn wir arbeiteten? Die Herstellung der Spitze verlangte alles von uns ab. Und wenn wir schließlich todmüde in unsere Betten fielen, dann regte sich nichts mehr in uns, und der Schlaf brach sofort über uns herein.

Natürlich hatte ich andere sprechen gehört.

Die Nonnen unterhielten sich ständig miteinander.

Ich kannte die Stimme meiner Lehrerin, Schwester Maria-Clementia. Sie sprach sehr wenig, doch wenn sie sich über mein Kissen beugte und meine Spitze begutachtete, dann klang ihr »Gut gemacht!« wie ein aus Tausenden Worten bestehendes Lied. Und ihr »Überarbeite das hier!« hallte manchmal noch tagelang durch meinen Kopf. Es gab keinen Grund, viele Worte zu gebrauchen. Nicht, wenn einige wenige ausreichten. Und selbst wenn ich zu Gott sprach, gab es wenig zu sagen. Ich sagte: »Danke«, denn er war es gewesen, der mich hierhergebracht hatte. Ich sagte: »Bitte hilf mir«, denn wer benötigte keine Hilfe bei einer solch schwierigen Arbeit? Meist sagte ich jedoch einfach ... nichts. Denn

was konnte ein armes Mädchen dem großen und heiligen Gott schon sagen, außer, dass es dankbar war?

Dennoch hatte ich ... ein Geheimnis.

Ich sammelte Worte. Ich bewahrte sie in meinem Inneren auf, ich hütete sie wie einen Schatz.

Worte waren mein Laster. Meine größte Schwäche. Seit ich bemerkt hatte, wie selten sie waren, erinnerte ich mich an jedes einzelne, das ich jemals gehört hatte.

Sie schufen ein Muster in meinem Kopf, und in dem leeren Raum zwischen den Worten stellte ich mir vor, wie das Leben der Menschen, die sie gesprochen hatten, wohl aussah. Ich bedauerte zutiefst, dass ich mich an so wenige Worte meiner Mutter erinnern konnte. Doch damals, als sie noch am Leben gewesen war, hatte ich nicht wissen können, dass sie mir so wenige kostbare Worte würde schenken können.

Sie hatte oft mit mir gesprochen ... so viele wunderbare Worte. Manchmal hörte ich sie in meinen Träumen, und sie erschienen mir wie eine Bahn Punto in Aria-Spitze. Ein großer Hohlraum und dann plötzlich die Umrisse eines verschachtelten Musters, das aufgrund seiner Klarheit nur umso schöner war. Ihre Worte waren so sanft gewesen wie der Flügelschlag eines Schmetterlings. Sie tanzten ständig um mich herum. Und wurden stets von einem Lachen begleitet. Zumindest ... erschien es mir im Nachhinein so.

Vielleicht hatte ich das Muster in meinen Gedanken jedoch auch verändert. Denn die Zeit, die auf ihren Tod folgte, war so ... düster. Als sie noch am Leben gewesen war, gab es Worte, nichts als Worte in unserem Haus, doch dann ... legte sich die Stille über uns alle.

Ich konnte mich bloß an zwei Worte erinnern, die mein Vater zu mir gesagt hatte. Möglicherweise hatte er mehr zu mir gesprochen – sicher hatte er das getan, solange meine Mutter noch am Leben gewesen war –, doch die einzigen

beiden Worte, an die ich mich erinnern konnte, waren zugleich die letzten beiden Worte, die er zu mir gesagt hatte.

Leb wohl.

Diese beiden Worte waren alles, was geblieben war, und sie waren umgeben von Trauer und Schmerz. Sie lasteten schwer auf meinem Herzen. Er starb fünf Jahre nachdem ich ins Kloster aufgenommen worden war. Diese beiden Worte waren alles, was mir von ihm geblieben war, doch zwei Worte reichten nicht aus, um ein Muster zu formen.

Leb wohl.

War es eine Bitte gewesen? Ein Wunsch? Eine Hoffnung?

Vielleicht war es auch eine Art Segensspruch gewesen. Ich weiß es nicht.

Heilwich, meine Schwester ... Nun, sie hatte genügend Worte für uns beide. Und die Worte, die sie mir schenkte, reichten für die ganze Woche zwischen ihren Besuchen. Sie erzählte mir von ihrem Leben, von dem Pater, dessen Haushalt sie führte, und von ihren guten Taten. Ihr Muster erinnerte mich an Torchon-Spitze. Gleichmäßig, immer wiederkehrend. Verlässlich. Robust. Weder raffiniert noch leichtfertig. Ehrenwert und zuverlässig.

Und ich stellte mir vor, dass ihr Leben genauso war.

Aber ich hatte nicht nur meine Familie, um Worte zu sammeln. Ich hatte die Menschen, die an der Werkstatt vorbeigingen, vor den Mauern des Klosters.

Ein Mann kam jeden Tag schreiend die Straße entlang. Er verkaufte Fisch. Und jeden Freitag pries er ihn besonders lautstark an. Zeternd bot er seine Fische feil. Beschrieb, wie groß sie waren, wie frisch sie waren. Er verkaufte Seezunge und Scholle. Aal und Hering. Manchmal kosteten sie mehr, manchmal weniger. Und manchmal verkaufte er etwas, das er *Muscheln* nannte. Aber nur im Winter. Ich fragte mich, wie diese *Muscheln* wohl aussahen.

Und ich fragte mich auch, wie er selbst wohl aussah.

Seine Worte waren nicht sehr ausgefallen, in etwa wie Mechelner Spitze. Sein Muster war stets dasselbe. Tag für Tag. Fisch für Fisch. Es gab wenige Hohlräume, wenige Löcher, aus denen man auf sein Leben abseits dessen, das er auf der Straße hinter der Mauer führte, schließen konnte. Ich stellte mir vor, dass er wohl mit seinen Fischen aufwachte, mit ihnen arbeitete und von ihnen träumte, während er schlief.

Mir erging es genauso ... Bloß bestimmte natürlich Spitze mein Leben. Ich verstand, wie man ein solches Leben führen konnte. Dennoch fragte ich mich, woher er seine Fische bekam? Diese vielen verschiedenen Fische? Und wie transportierte er sie? Sicher in einem Karren, denn ich konnte hören, wie Räder über die Pflastersteine holperten. Aber ... wie genau? Hatte er sie zu einem großen Haufen aufgetürmt? Oder transportierte er sie getrennt in Körben?

Und wo wohnte er?

Wie sah seine Kleidung aus?

Die Hohlräume in seinem Muster waren winzig, aber sie waren dennoch da. Sein Leben geschah auf einer Bühne, die von einem feinen Netz aus Fäden bedeckt wurde.

Auf der Straße hinter der Klostermauer gab es auch eine Frau, die ständig schrie. Aber sie schrie nicht, um irgendetwas anzupreisen. Sie schrie *jemanden an*. Handelte es sich dabei um ein Kind? Sie schrie jemanden an, der *Pieter* hieß und ständig Schwierigkeiten zu machen schien.

Aber was waren das für Schwierigkeiten?

War Pieter ein Kind, das ständig mit den Händen die Asche durchwühlte, nur um später den Ruß im Haus zu verteilen? Damit würde er einige Schwierigkeiten bekommen. Die größten Schwierigkeiten, die ich mir vorstellen konnte.

Dann schrie sie noch jemanden an, den sie *Mies* nannte. Mies war schuld daran, dass sie sich ständig verspätete.

Aber wohin kam sie zu spät? Wohin war diese Frau, die

scheinbar nichts anderes zu tun hatte, als den ganzen Tag schreiend die Straße hinunterzulaufen, unterwegs? Was tat Mies, das dazu führte, dass sie sich verspätete? Und wie schaffte es Mies, diese Sache jeden Tag und immer wieder zu machen? Und warum hielt die Frau ihn nicht davon ab?

Diese Frau war mir ein Rätsel. Es befanden sich riesige Hohlräume im Muster ihres Lebens. Ihre Spitze war eine Durchbrucharbeit. Weder anmutig noch zart. Ohne Raffinesse und furchtbar kräftig. Ein Muster ohne Eleganz, das sich ständig wiederholte. Diese Art von Spitze mochte ich am wenigsten.

Es gab jedoch noch andere Menschen draußen auf der Straße. Ich konnte sie vorbeigehen und vorbeilaufen hören. Und ich konnte ihre Stimmen hören, wenn sie miteinander sprachen. Doch diese Menschen schrien nicht, und so blieben mir die einzelnen Worte, die sie sagten, verborgen.

Ich hörte kleine Kinder weinen.

Und einmal gab es einen gellenden Schrei. Ein Heulen.

Der wortlose Klang der Trauer, wie schwarze Spitze. Die schlimmste Sorte von allen. Die Art von Spitze, die ich als Kind kurz nach meiner Ankunft im Kloster hergestellt hatte. Nachdem die Spitze dunkel gefärbt wurde, konnte man die Flecken darauf nicht mehr erkennen. Wir konnten Fehler machen, denn die Farbe überdeckte unsere Sünden. Die Herstellung ging schnell vor sich, obwohl wir niemals einen Auftrag dafür erhielten. Diese Spitze war für den unmittelbaren Gebrauch bestimmt. Denn wer wusste schon im Vorhinein, wann eine Seele sterben würde?

Niemand dachte über diese schwarze Spitze nach – niemand schien darüber nachdenken zu wollen –, doch irgendwie schienen wir nie genug davon produzieren zu können. Aber eine Spitze herstellen zu müssen, die eigentlich niemand haben wollte? Diese Tage, diese Spitze ... Es war so traurig. So traurig wie das Heulen auf der Straße.

Ich glaube, es gibt Zeiten, zu denen ein einziges Wort, der wortlose Klang einer Stimme, ein Muster erschaffen kann. Dieses Geräusch kann eine Geschichte erzählen ... aber manche Spitzen sind es nicht wert, sich über sie Gedanken zu machen.

Es war besser, viel besser, meine Gedanken auf das zu konzentrieren, worüber ich Bescheid wusste. Und das, worüber ich am besten Bescheid wusste – das *Einzig*e, worüber ich Bescheid wusste –, war Spitze. Das Kloster war so barmherzig gewesen und hatte mich als Kind aus einer mutterlosen Familie aufgenommen, obwohl ich nicht in der Lage gewesen war, ihnen auf irgendeine Art von Nutzen zu sein. Sie gaben mir zu essen, sie lehrten mich mein Handwerk. Sie gaben mir die Möglichkeit, meine Schuld zu begleichen. Ihnen zu beweisen, dass ich des Lebens, das sie mir geschenkt hatten, würdig war. Und so arbeitete ich. Ich arbeitete hart, um mich nicht schämen zu müssen. *Nee*: Ich musste mich nicht schämen. Denn wenn Gott einen Blick auf das herabgeworfen hätte, was ich geschaffen hatte, dann konnte er sicher nur eines sagen: *Gut gemacht*.

Ich strengte meine Augen an, um in der Dunkelheit einen Faden vom anderen unterscheiden zu können ... Ich schaffte es nicht. Bald schon würde man uns erlauben, eine Kerze zu entzünden, doch in der Zwischenzeit tanzten die Elfen weiter. Mein fehlendes Augenlicht konnte ihnen keine Hilfe bieten, doch es behinderte sie auch nicht. Und während wir arbeiteten, warteten wir. Wir warteten voller Vorfreude, genauso wie wir in der Kirche auf das Abendmahl warteten.

Bald schon stellte eine Schwester eine Kerze vor uns auf den Tisch. Dann begann sie, die Lichtverstärker zu verteilen. Durchsichtige, mit Wasser gefüllte Glasschüsseln, die das Licht der Kerze auffangen und reflektierten. Sie schritt um den Tisch herum und richtete die Schüsseln so aus, dass ein schwacher Lichtstrahl auf jedes Kissen fiel.

Wir waren außerordentlich dankbar und drehten unsere Kissen ins Licht der Kerzen.

Als mein Augenlicht noch intakt gewesen war, war es mir viel schwerer gefallen, nach Einbruch der Dunkelheit weiterzuarbeiten. Ich musste die Position des Kissens ständig verändern, um dem Licht der flackernden Kerze zu folgen. Nun spielte das alles keine Rolle mehr. Ich konnte in der Dunkelheit arbeiten, als handelte es sich um den sonnigsten Tag. Ich kannte mein Muster auswendig. Dennoch musste ich mich konzentrieren.

Wenn ich zu viel nachdachte, dann brachte ich die Spulen durcheinander. Wenn ich zu wenig nachdachte, dann verlor ich meinen Platz im Muster. In meinem Kopf sang ich ein Lied, das die Schwestern uns vorgesungen hatten, als ich noch ein kleines Kind gewesen war. Und bald schon tanzten die Spulen wieder voller Anmut in ihrem eigenen Rhythmus.

Ich sang mir das Lied immer und immer wieder vor. Ich weiß nicht, wie oft ich es wiederholte, bis die Schwester schließlich jenes eine Wort verlauten ließ: *Genug*.

Meine Gebete blieben in dieser Nacht wortlos.

Mein Abendmahl geschmacklos.

Mein Schlaf traumlos.